

Freitag
jeden
Wochentag
Abends 6 Uhr für
den andern Tag.
Preis vierteljähr-
lich 2 Mark 25 Pf.,
zweimonatlich 1 Mk.
50 Pf. und ein-
monatlich 75 Pf.
Die Redaktion be-
findet sich Rinnen-
gasse 96. II. Et.

Freiberger Anzeiger

und Tageblatt.

Inserate
werden bis Sop-
mittags 11 Uhr für
nächste Nr. ange-
nommen. Die ge-
spaltene Zeile oder
deren Raum mit
10 Pf. berechnet.
Inserate sind Preis
an die Expedition,
Frotzschers Buch-
handlung, zu senden.

Amtsblatt für die königlichen und städtischen Behörden zu Freiberg und Brand.

N^o 118.

Mittwoch, den 26. Mai.

1875.

Die Unterrichtsfrage in Frankreich.

Die Verfallener Versammlung wird sich, wie jüngst schon von uns angedeutet wurde, demnächst wieder mit der Frage des höheren Unterrichts oder der Universitätsfrage beschäftigen, denn unter letzterem Begriff versteht man in Frankreich die Leitung des höheren Unterrichts. Die Fakultäten bestehen dort meist gesondert. In Deutschland kommen einzelne Fakultäten nur ausnahmsweise vor; ihre Gesamtheit pflegt eine höhere Lehranstalt oder Universität zu bilden. Und dergleichen Universitäten besitzen wir bekanntlich sehr zahlreich, denn auch selbst die kleineren deutschen Staaten suchten von jeher ihren Ruhm darin, eine Universität zu besitzen. Gerade die Zusammenziehung der vier Fakultäten in eine Lehranstalt hat sich um die deutsche Bildung ein hohes Verdienst erworben, indem theologische, philosophische, rechtsgelehrte, sprach- und naturwissenschaftliche Studien stets eng verbunden blieben und selten auf einseitige Bahnen gerieten. Wegen dieser innigen Verbindung der weltlichen und geistlichen Wissenschaften, der Vorbildung für Staat und Kirche, versteht es sich daher auch in Deutschland ganz von selbst, daß der Staat als Schützer und Leiter der Universitäten angesehen wird. Das Projekt einer aus Privatmitteln zu gründenden katholischen Universität kann bei uns wohl von Ultramontanen ausgedacht, wird aber nie ausgeführt werden. Das deutsche Reich, die deutschen Staaten würden, wenn selbst eine solche Anstalt ins Leben träte, ihren Bürgern die Anstellungsberechtigung versagen. Es ist jetzt in allen deutschen Staaten eine gefühlte Grundforderung, daß Geistliche auf Universitäten ihre Vorbildung erhalten und ihre wissenschaftliche Qualifikation vor Behörden, die der Staat ernennt, nachweisen müssen. Die friedliche Zukunft Deutschlands beruht wesentlich mit darauf, daß staatliche und kirchliche Beamte ihre Studien auf Universitäten machen müssen, auf denen sich die religiösen, wissenschaftlichen und nationalen Interessen gegenseitig durchdringen und von denen hiermit vorauszusetzen ist, daß ein fanatischer und staatsfeindlicher Geist in den Schülern dieser Anstalten nicht aufkommen kann. So hohen Werth hat für uns die Universitätsfrage.

Ferner fanden bei uns in Deutschland die Universitäten stets eine sehr sorgliche Pflege seitens der einzelnen Staaten; man gönnte ihnen mehr Freiheit, als dies in Frankreich oder anderswo der Fall ist. Es waren in Deutschland nur

immer kurze und vorübergehende Perioden, wo sich Regierungen zur Beförderung gewisser Tendenzen zur Ausschließung und Verfolgung ihrer Gegenseite berufen erachteten. Man erkannte schließlich immer wieder, daß die Wissenschaft nur bei freier Bewegung gedeiht, ja daß ihr selbst die kräftigste Eigenschaft innewohnt, Irrthümer und Einseitigkeiten zu besiegen, zumal die deutsche Wissenschaft keinen größeren Ehrgeiz besitzt, als dem Vaterlande zu dienen und ihm begeisterte Jünger zur Erfüllung seiner staatlichen, kirchlichen und sonstigen öffentlichen Aufgaben zu erziehen.

Auch in Frankreich ist seit der Revolution die Universität, d. h. die Leitung aller höheren Unterrichtsanstalten Sache des Staates, wiewohl dort nie der Zusammenhang der Fakultäten sich gebildet hat und sein erwähnter Segen für die Volksbildung daher auch nicht zum Vorschein kommen konnte. Zum großen Theil liegt dies darin begründet, daß beispielsweise die Vorbildung der Geistlichkeit ganz auf eigene Anstalten beschränkt bleibt und mit den weltlichen Wissenschaften gar nicht in Berührung kommt. Den höheren Unterricht hat die jeweilige Regierung meist nach den herrschenden Tendenzen geleitet; und da Frankreich mehr wie jedes andere Land mit den Dynastien wechselte, kam es nicht selten vor, daß bedeutenden wissenschaftlichen Größen, die ihre Ueberzeugungen nicht wie Handschuhe tauschten, der Lehrstuhl entzogen wurde. Der ganze höhere Unterricht — von der Erziehung der Geistlichen überhaupt abgesehen — verfolgte eben nur eine wesentlich staatliche und praktische Richtung auf den Beruf. Zur größeren Entwicklung kamen daher auch nur die politischen, die sozialen, die exakten Wissenschaften, gelegentlich auch die Sprachwissenschaften und die Geschichte. Die Regierung des letzten Kaiserreichs wird beschuldigt, sehr kärglich für die Ausstattung der Kollegs und für die Besoldung ihrer Lehrer gesorgt zu haben.

Nun ist neuerlich wieder die Frage wegen der „Freiheit“ der höheren Unterrichtsanstalten in Frankreich zur Sprache gekommen. Man hat das „Monopol“ des Staats bestritten. Diese Agitation geht von den Bischöfen aus. Sie sind nicht zufrieden, ihre Geistlichen ganz nach ihrer Art zu erziehen, sondern sie beanspruchen auch das Recht, höhere Unterrichtsanstalten auf eigene Hand zu errichten und zu leiten. Sie haben das Vorbild Belgiens vor Augen, wo die klerikale Partei dies Recht besitzt und wo es bekanntlich rein ultramontane Universitäten und höhere katholische Lehranstalten giebt. Die französischen Bischöfe sagen, der Staat vernachlässige das höhere Unterrichtswesen;

er wende nicht genug Mittel auf; hier könne nur die „Konkurrenz“ helfen. Dieser Kampf der französischen Ultramontanen für die sogenannte „Freiheit“ des höheren Unterrichts ist schon mehr als fünfzig Jahre alt: er begann im Jahre 1818 unter der Restauration, konnte unter Ludwig Philipp gegen Männer wie Thiers, Guizot, Salvandy, Cousin natürlich nicht aufkommen, erneuerte sich unter Napoleon III., unter dessen Regierung indessen die Ultramontanen nach dieser Seite hin auch nichts ausrichteten, und jetzt erlangten während der vorigen Session der Nationalversammlung bei der ersten Berathung dieses überaus wichtigen Grundgesetzes die Ultramontanen eine eminente Mehrheit, denn 350 Stimmen sprachen sich für, 130 nur gegen die bischöflichen Anschläge auf die Freiheit des Unterrichts aus. Die betreffende Vorlage wanderte nach dieser ersten Berathung in die Unterrichtskommission, von der sie demnächst wieder ins Plenum gebracht werden wird.

Die Thatsache an sich ist aber jedenfalls hochbedeutend. Außer den Republikanern traten sämtliche liberalen Schattirungen der Nationalversammlung, auch alle monarchischen Fraktionen für diese „Freiheit“ ein, deren Bedeutung man doch gerade in Frankreich genügend kennen sollte. Denn Privatpersonen überlassen die Gründung und Dotirung höherer Lehranstalten recht gern dem Staate und thun dafür sehr wenig. Die Freiheit kommt lediglich den Bischöfen und ihrem ultramontanen Anhang zu statten. Es war für die wenigen Gegner des Antrags gefährlich, auf Deutschland als das bessere Vorbild hinzuweisen, denn gerade wohl nur deshalb votirte man mit so imposanter Majorität für die Liebhabereien des Ultramontanismus. Man sieht daraus, daß Frankreich sich immer mehr mit diesen klerikalen Tendenzen identifizirt, was unter allen seinen bisherigen Regierungen für unmöglich galt. Es läßt die Fähe wirklicher Freiheit und Aufklärung immer mehr fallen. Sie ist in Deutschlands Hände übergegangen und es wird sie kräftig zu tragen wissen.

Tageschau.

Freiberg, den 25. Mai.

Im deutschen Bundesrathe ist die Einführung einer allgemeinen Reichsteuer beantragt worden und zwar durch Sachsen-Weimar. Als Hauptmotiv wird die Erscheinung angegeben, daß die Mehrzahl der kleineren Staaten der Steuerlast, welche ihnen durch die Matrikular-

Feuilleton.

Mosa Lichtwart.

Novelle von E. W. Schert.

Langsamer, als in der Freiheit verrinnt die Zeit im Gefängniß, nirgends besser, als da läßt sich begreifen lernen, daß sie nur ein Maß des menschlichen Geistes ist, mit dem er sich das Nacheinander vorstellbar macht. Gleich die Stunde der Stunde und bleibt die eine wie die andere leer von Thätigkeit, wie spinnst sich dann der Tag vom Morgen zum Abend hin, gleich einer unermesslichen Ewigkeit in dem immer einen Gedanken: wär' er vorüber. Es ist ein Ereigniß, wenn die Sonne scheint und das Gitterfenster auf die Wand zeichnet, und die Augen haben eine Beschäftigung, zu beobachten, wie der lichte Rand des Bildes sich langsam, ganz langsam über die kleinen Unebenheiten und Risse des Kalkbewurfs hebt oder senkt, und sich mehr und mehr an's Fenster zurückzieht und endlich durch die Eisenstäbe schlüpft. Wenn aber gar der Tag trübe ist!

Mosa hatte von dem letzten Verhör wenigstens eine Hoffnung in ihre Zelle zurückgenommen, und die Einsamkeit schien ihr schon in der Vorfreude nicht mehr so drückend. Ihre Phantasie malte auf die weiße Wand lauter Engelsköpfe, die mit großen klaren Kinderaugen aus Wolken guckten, und sie glichen sämtlich Fortunata. In der Nacht träumte sie, daß die Thür sich leise öffnete und eine schöne Frau eintrat, die auf dem Arm das Kind trug und es auf ihr Bett niederlegte; sie kannte die Frau nicht, aber sie wußte doch, daß es Cäcilie war, und sie faltete die Hände und flehte die Verklärung um Verzeihung an. Es war ihr recht leicht zu Muth, als sie erwachte. Dann aber, als sie mehr und mehr Zeit hatte, über den Traum nachzudenken, fiel es ihr wieder schwer auf's Herz, daß sie der Verstorbenen doch vielleicht großes Unrecht gethan, das nun nicht mehr gut gemacht werden könnte.

Sollte es nicht eine vollkommene Resignation geben? fragte sie sich, nicht aus Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe, sondern als reinste Empfindung der Selbstlosigkeit, als Freiheit vom Zwange der Leidenschaft! Vielleicht stand sie wirklich auf dieser sonnigen Höhe, und mein geliebtes Auge reichte nur nicht hinauf zu der lichten Gestalt — und nun ich aufschaue, ist sie verschwunden.

Das Gitter im Sonnenfeld wollte sich heute nicht einmal ganz schwach und bleich auf die Wand malen. Dafür jagten graue Wolken an den Stäben vorüber, sich auf einander schichtend und das Dunkel noch verdüsternd. Mitunter prasselte auch ein Schauer Regen in großen Tropfen an die grünlichen Scheiben, unheimlich mühsam. Mosa stützte den Kopf in die Hand und schloß müde die Augen. Hatte sie denn das auch geträumt, daß man ihr das Kind versprochen? „Auf eine halbe Stunde“, klang ihr noch in den Ohren; es war ihr kurz erschienen, und jetzt hätte eine Minute hingereicht, sie selig zu machen. Freilich, der Tag war noch lang! Warum mußte es gerade Vormittag sein? Und bei diesem schauerlichen Wetter? Warten — warten!

Das Essen wurde gebracht; sie gab es unberührt zurück. Nicht daß sie, wie einmal in ähnlicher Lage, den Entschluß gefaßt hätte, zu hungern, aber in ihrer Stimmung bedurfte es eines solchen Beschlusses kaum. Sie mußte zurückdenken an ihr Gefängniß in Petersburg — damals kam unerwartet der Befreier! Ah! es war ein Tag über alle Tage. Es wiederholt sich kein Glück zweimal im Leben.

Die Nachmittagsstunden schlichen hin; es dämmerte schon in der engen Kammer. Sie gab die Hoffnung auf, das Kind heute noch zu sehen und zu küssen. Und doch — wenn sich draußen im Gang etwas bewegte — die Wölbung machte das geringste Geräusch vernehmbar — fuhr sie freudig erschreckt auf und lauschte aufmerksam, ob sich der Schlüssel in's Schloß schieben und bei der Drehung der Schlüsselbund rasseln würde. Und jetzt wirklich — —

Sie sprang auf und beugte den Oberkörper weit vor, während sich die zitternde Hand am Tische hielt. Es war nicht die Stunde, in der sich der Gefangenwärter zu melden pflegte. Wer anders konnte es sein, als —

Die schwere Thür öffnete sich knarrend. Eine Gestalt im Mantel trat ein. Es war dieselbe Gestalt, die sie schon einmal gesehen zu haben sich erinnerte — ebenso verhüllt, ebenso in der Dämmerung. Ganz recht — damals vor dem freiherrlichen Hause. Der Athem stockte ihr. Nun sank der Arm herunter, der den einen Zipfel des Mantels halb vor's Gesicht gehalten hatte. — Sie stieß einen Schrei aus und sank in den Stuhl zurück.

Hilf! Sergej stand vor ihr. Er schien ihr Zeit lassen zu wollen, sich an seinen Anblick zu gewöhnen. Eine Minute lang veränderte er seine Stellung nicht; nur die Augen blitzten zu ihr hinüber und sprachen eine Sprache, die sie mit Furcht erfüllte. Es war nicht ein Zeichen von Muth, daß sie auch ihrerseits den Blick fest auf ihn bestete. So sieht der Wehrlose voll Entsetzen dem Feinde in's Gesicht, der das Schwert über ihm schwingt.

„Mosa“, begann er endlich, „ich habe Dich nicht vergessen.“ Die Stimme durchschauerte sie. Sie wandte den Kopf ab und streckte den Arm aus, die flache Hand wie zur Abwehr gegen ihn erhebend. Sprechen konnte sie nicht.

„Der Dich damals befreite“, fuhr er fort, „als Du in meiner Macht warst, hat Dich zu Grunde gerichtet und schimpflich verlassen. Der Scheinheilige, der Lügner! Unter dem Deckmantel der tugendhaften Gerechtigkeitsliebe warf er sich zum Befreier auf, lockte Dich zu sich, umstrickte Dein schwaches Herz, betrog Dich. Ich war offen und ehrlich gegen Dich: ich sagte Dir, daß ich Dich leidenschaftlich liebe und besitzen wollte um jeden Preis. Du hättest fordern können; was ich Dir damals bot, schien Dir verabscheuens-